

(Nachdruck verboten.)

39]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Nach dem Apotheker der Place Cauchoise wurde der der Rue Grand-Pont aufgerufen, welcher in Gegenwart seines Kollegen aus Dassel an La Baupalière Baumesche Tropfen und einen Tropfenzähler verkauft hatte. Er erzählte, wie verlegen dabei La Baupalière geworden sei, als er von Turture überrascht wurde, und wie er, als sein Gehilfe nach Ueberreichung des Tropfenzählers ihn gefragt habe, was er sonst noch wünsche, erst nach einer geräumigen Pause geantwortet und die Tropfen verlangt habe.

„War die Pause bezeichnend?“

„Sehr bezeichnend!“

„Und welche Bedeutung messen Sie ihr bei?“

„Die, daß ihn die Frage meines Gehilfen überrascht hatte und daß er nach einiger Ueberlegung die Baumeschen Tropfen nur dazu verlangte, um den Einkauf des Tropfenzählers zu rechtfertigen.“

„Also nach Ihrer Meinung dachte der Angeklagte, als er bei Ihnen eintrat, nicht im entferntesten daran, Baumesche Tropfen zu kaufen?“

„Er dachte nur daran, um sich vor meinem Kollegen aus Dassel keine Blöße zu geben.“

„Angeklagter, was haben Sie darauf zu antworten?“

„Daß ich über diese Auslegung mich nicht auf eine Erörterung einlassen kann.“

„Also hatten Sie wirklich Baumesche Tropfen nötig und machten von solchen Gebrauch?“

Obwohl der Vorsitzende es unterließ, die in den Schwurgerichtsverhandlungen so häufig angewandte Phrase „Sie begreifen die Wichtigkeit meiner Frage“ an ihn zu richten, so fühlte er doch, daß dieselbe ihn in eine schwierige Lage versetzte. Sagte er die Wahrheit, so lag darin ein Geständnis; leugnete er, so riskierte er, der Lüge überführt zu werden. Er suchte einen Seitenweg einzuschlagen und antwortete:

„Herr Turture wird Ihnen sagen, daß er selbst mit den Gebrauch der Tropfen empfohlen hat.“

„Wann that er dies? Bevor Sie den Tropfenzähler gekauft hatten oder nachher?“

„Als wir miteinander nach Dassel zurückfuhren.“

„Also erst nachdem Sie den Tropfenzähler gekauft hatten. Und nahmen Sie wirklich von den Tropfen?“

„Natürlich.“

„Während langer Zeit?“

„Das weiß ich nicht mehr so genau.“

„Aber doch ungefähr wohl: ob nur einen Tag oder einen Monat lang?“

„Einige Tage.“

Der Vorsitzende drang nicht weiter in La Baupalière und dieser hoffte nunmehr, um das gefährliche Kap glücklich herumgekommen zu sein.

Da wurde Fauchon vom Gerichtsdiener eingeführt.

„Bevor Sie der Gehilfe des Angeklagten waren,“ sagte der Präsident, „sind Sie sein Kollege gewesen; Sie wohnten in demselben Gasthause, wie er, und speisten am gleichen Tische. Bemerkten Sie je, daß er Arznei nahm?“

„Nein.“

„Hat er also niemals vor dem Essen Tropfen zu sich genommen, die er mit dem Tropfenzähler einging?“

„Ich glaube nicht.“

„Strengen Sie Ihr Gedächtnis wohl an; meine Frage ist von der höchsten Bedeutung.“

„Ich habe niemals dergleichen wahrgenommen.“

„Hat er sich je über ein Leiden beklagt?“

„Nein.“

„Sie pflegten mit einander vom Bureau ins Hotel zu kommen?“

„Fast immer.“

„Und gingen Sie, bevor Sie sich an den Tisch setzten, noch auf Ihr Zimmer?“

„Sehr selten; gewöhnlich wuschen wir uns im Vorzimmer an einem Wasserhahn die Hände und setzten uns dann gleich zu Tische.“

„Nun, Angeklagter, wollen Sie den Herren Geschworenen sagen, zu welcher Zeit Sie diese Tropfen einnahmen, die man vor dem Essen oder während des Beginns des Essens zu nehmen pflegt?“

„Des Morgens, bevor ich ausging.“

„Nüchtern?“

„Ja wohl.“

„Wir werden die Herren Aerzte hören, und sie werden uns sagen, ob man je diese Tropfen, die von einer unerträglichen Bitterkeit sind, auf solche Art eingenommen hat.“

„Ich habe es aber doch gethan. Ich wollte bei Tische nicht als kränklicher Mann erscheinen.“

Während dieses Verhörs las Hortense in den Augen Mederic's wie in einem Spiegel den Eindruck, welchen die Zeugenaussagen oder die Verteidigung La Baupalières hervorriefen. Der Blick, den er ihr zuwarf, sagte ihr, daß die letzten Antworten ihres Mannes diesen schwer belastet hatten; es blieb ihr jedoch keine Zeit, weiter über die dadurch geschaffene Lage nachzudenken, denn der Prozeß spielte sich mit einer für sie schwindelerregenden Raschheit ab: Boulnois war aufgerufen worden, und sie wußte, daß nun zum erstenmal sie in die Sache hineingebracht werden würde.

XXIII.

Mit einer gewissen Befriedigung erzählte Boulnois, wie er zuerst auf den Verdacht von Beziehungen zwischen La Baupalière und Frau Courteheuse gekommen sei und dann eine Bestätigung seines Verdachts in den Fußspuren des Gartens erblickt habe; wie er später dem ersten Gehilfen des Nachts, als dieser in das Haus eintreten wollte, begegnet sei, und wie er ihn endlich eines Morgens bereits im Bureau vorgefunden habe, ohne daß im Schnee am Eingange des Hauses Fußspuren wahrzunehmen gewesen.

„Vom Himmel herab konnte er nicht gefallen sein“ schloß der Kassierer, „folglich mußte er im Hause übernachtet haben.“

„Was haben Sie zu antworten?“ fragte der Vorsitzende La Baupalière.

„Ich wünsche lieber gar nicht zu antworten, und ich hoffe, daß die Herren Geschworenen die Gründe, denen ich dabei gehorche, würdigen werden.“

„Es ist hier vielleicht nicht am Platze, ritterlich zu sein, allein es steht Ihnen frei, sich so zu zeigen, wie Sie gerne möchten, daß man Sie sähe. Und Sie, Madame, was haben Sie zu sagen?“

„Wenn der Moment dazu gekommen ist,“ sagte sie, „so werde ich mich aussprechen, und meine Aufrichtigkeit wird den Herren Geschworenen beweisen, daß ich nicht aus Furcht vor der Verantwortlichkeit bisher geschwiegen habe; sie werden sehen, daß jemand, der noch nie gelogen hat, auch unfähig ist, selbst zur Rettung seines Lebens die Unwahrheit zu sagen.“

Wie rätselhaft auch diese kleine Anekdote klingen mochte, so übte sie doch einen sehr günstigen Eindruck aus, denn die Angeklagte verstand es, in ihren Vortrag viel Einfachheit, Unschuld und Ehrlichkeit hineinzulegen; zudem war ihre Erklärung vielversprechend und hatte zwar einerseits die Neugierde momentan enttäuscht, aber dafür auf der anderen Seite in höchstem Grade angestachelt. Man war nun allgemein gespannt auf die Enthüllungen, die sie in Aussicht gestellt hatte. Uebrigens erkannte man einstimmig an, daß sie sich sehr gut auszudrücken wisse, mit Anstand, weder weinerlich, noch geziert; ihr konnte man nicht vorwerfen, ritterliche Gefinnungen zur Schau zu tragen. Mederic sandte ihr einen begeisterungstrunkenen Blick zu.

Die Sachverständigen — zwei Aerzte und ein Chemiker — welche die Analyse der ausgegrabenen Ueberreste Courteheuses vorgenommen hatten, bestätigten lediglih ihren früheren, bereits in der Anklageschrift hinlänglich verwerteten Bericht. Das Resultat ihrer Untersuchung war, daß in dem Körper Courteheuses eine genügende Menge Arsenik gefunden worden sei, um einen Schluß auf Vergiftung durch arseniksaures Kali, wahrscheinlich durch Fowler'sche Tropfen, zu rechtfertigen.

Zum Ueberflus, um den Geschworenen den letzten Zweifel über die Thatsache der Vergiftung zu benehmen, ersuchte der Vorsitzende die Experten, sich eingehend über die Möglichkeit zu äußern, derartige Thatsachen auch noch lange Zeit nach

der Beerdigung zweifellos festzustellen. Dies geschah denn auch unter Anführung zahlreicher berühmter Fälle.

Die Versicherungen der Sachverständigen erschiene den Verteidigern so folgeschwer, daß sie sofort die Tragweite derselben abzuschwächen suchten.

„Die Herren Experten glauben, daß Courteheuse mit Arsenik vergiftet worden ist,“ sagte Saint-Héliér; „wir hingegen sind überzeugt, daß er einer Krankheit erlag, und er wurde während derselben von einem Arzte behandelt, dessen hohes Ansehen niemand bestreiten wird. Allein ob nun die Schlussfolgerungen der Sachverständigen zutreffend seien oder ob umgekehrt der Herr Doctor richtig diagnostiziert habe, auf jeden Fall wird man, sobald man annimmt, Courteheuse habe Gift bekommen, beweisen müssen, daß es ihm von meinem Klienten beigebracht worden sei, und diesen Beweis vermisse ich noch immer.“

„Seien Sie versichert,“ erwiderte der Generalanwalt, „daß Sie durch das Warten nichts verlieren werden.“

Unter denjenigen, die einer Schwurgerichtsverhandlung mit antwohnen, als Zuhörer oder als Geschworene, werden viele durch die verschiedenartigen und entgegengesetzten Eindrücke derart verwirrt, daß sie des Abends nicht mehr wissen, was sie denken sollen, und sich in Widersprüchen verlieren; alsdann ist es von Wichtigkeit, daß, bevor die Verhandlung auf den nächsten Tag verschoben wird, ein entscheidendes Wort falle, welches die schwankenden Gemüther entweder im Sinne der Verteidigung oder in der Anklage beeinflusst, und von einer ganzen arbeitsvollen Sitzung bleibt oft nur dieses eine Wort; man trägt es mit sich aus dem Gerichtssaal weg, verbreitet, wiederholt es, und dieses Wort bildet dann das Thema für die Verhandlung des folgenden Tages. Drohe war ein zu geschickter Verteidiger, um sich dieses Mandats nicht zu bedienen.

„Aus dem so klaren und gewissenhaften Berichte der Herren Sachverständigen,“ sagte er, „geht die für unsere Klientin hoch bedeutsame Thatsache hervor, welche ich die Herren Geschworenen wohl festzuhalten bitte, daß deutliche Arsenikfäden zwar an der Leber und den Eingeweiden, aber nur in sehr schwachem Maße am Magen wahrgenommen worden sind.“

Was bezweckt diese, im Augenblick, wo die Sitzung geschlossen werden sollte, so feierlich ausgesprochene Bemerkung? Dies fragte sich jeder, und da Hortense über ihr Verteidigungssystem keinen Aufschluß gegeben hatte, so erging man sich in allerlei Vermutungen und Hypothesen. Während des ganzen Abends sprach man nur von Hortense und ihrem Verteidiger, während man sich mit dem „ritterlichen“ La Baupalière nur wenig beschäftigte. Mit allgemeiner Spannung wurde dem nächsten Sitzungstage entgegengesehen.

Derselbe begann mit der Vernehmung des Doktors Ganybel. Er erkannte keineswegs an, daß er sich geirrt habe, hielt vielmehr an seiner Diagnose fest, nach welcher der Rotar zuerst die Grippe, dann eine Acrobynie hatte, und blieb dabei, daß sein Patient an diesen beiden Krankheiten gestorben sei. Der tendenziöse Vortrag des Arztes war in einem Tone der Unfehlbarkeit gehalten und verriet vornehme Geringschätzung derer, die das Gegenteil behaupteten.

Eine solche Aussage mußte der Anklage einen schweren Stoß versetzen und wurde daher von dieser und ihren Sachverständigen sofort lebhaft bestritten. Der Meinungsaustrausch führte sogar zu persönlichen Zuspißungen, zum großen Gaudium der Zuhörer, für welche ein Streit zwischen Ärzten nur belustigend sein konnte.

Ganybel gab die Möglichkeit zu, daß man Arsenik in dem Leichnam gefunden habe, bestritt aber, daß das Gift die Todesursache sei. Zudem sei die chemische Untersuchung von sehr geringer Beweisraft, da man im Magen nur fast unmerkliche Spuren von Arsenik entdeckt habe. Ein derart aufgebautes Gerüste könne gegen eine mit wissenschaftlicher Sicherheit aufgestellte Diagnose nicht standhalten.

Demgegenüber erklärten die Sachverständigen, die ärztliche Diagnose sei ganz falsch, ja leichtfertig gewesen, da sie die zweifellos auf Vergiftung hinweisenden Krankheitserscheinungen völlig unberücksichtigt gelassen habe; hätte der behandelnde Arzt Blut und Auswurf seines Kranken analysiert, so hätte er nicht nur die Vergiftung konstatieren müssen, sondern ihr sogar vielleicht noch rechtzeitig entgegenwirken können.

Ganybel nannte das Sachverständigen-Gutachten „eine Schande“; die Experten erwiderten, indem sie seine Diagnose als ein Verbrechen bezeichneten

Die Debatte über diese Frage mußte, weil sie zu einer Schlägerei zu führen drohte, abgebrochen werden. Ein anderer Gegenstand des Streites war sodann, ob die Acrobynie das Resultat einer Vergiftung sei: nach den Sachverständigen war sie es stets; nach Ganybel niemals. Dieser neue Streit steigerte die allgemeine Verwirrung aufs höchste. Einige Geschworenen gaben deutlich zu erkennen, daß sie gar nicht mehr wußten, woran sie eigentlich seien, und der Vorsitzende fühlte sich dadurch so beunruhigt, daß er es notwendig fand, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten; er durfte doch seinen Einfluß auf die Jury nicht aus der Hand lassen!

Er fand denn auch alsbald einen Anlaß, sich entschieden geltend zu machen.

Ganybel ersuchte um die Erlaubnis, sich zurückzuziehen, da er seine Kranken besuchen müsse. Weder die Verteidiger noch die Staatsanwaltschaft machten eine Einwendung dagegen; allein der Präsident bemerkte mit seiner gutmütigen Miene:

„Nun, Sie werden sich vertreten lassen, und man darf annehmen, daß sich Ihre Kranken nicht darüber beklagen werden.“

Dieses Scherzwort war ohne Zweifel etwas plump, allein er hatte ja nicht Zeit gehabt, es fein zu glätten. Uebrigens dürfte er aus dem schallenden Gelächter, mit dem es vom Auditorium aufgenommen wurde, den Schluß ziehen, daß es seine Wirkung gethan hatte: die schläfrigen, gelangweilten, mürrischen Gesichter der Geschworenen erheiterten sich wieder. Jetzt waren sie in die richtige Stimmung versetzt, um die folgende Zeugenaussage mit der erforderlichen Aufmerksamkeit anzuhören: die Aussage Turlures.

„Führen Sie den Herrn Bürgermeister von Düssel herein!“

Es entstand eine lebhafte Bewegung der Neugierde: man hatte von Turlure schon so viel gesprochen, daß ihn bereits jeder kannte; sobald er aber hinter dem Hüßler erschien, ward alles still. Die Zeitungen hatten seinen Scharfblick verschiedenartig beurteilt, die einen verherrlicht, die andern bespöttelt; nun würde man ihn selbst hören.

XXIV.

Aus Achtung vor dem „hohen Gerichtshof“ hatte sich Turlure in seinen Galastaat geworfen: schwarzen Frack, weiße Kravatte und Glanzstiefelchen.

„Bitte, Herr Bürgermeister, wollen Sie aussagen, was Sie von der Sache wissen“, sagte der Präsident mit einem Entgegenkommen, das er bisher noch gegenüber keinem Zeugen bekundet hatte.

Allein trotz dieser Höflichkeit unterbrach er ihn schon bei seinen ersten Worten, um vom Tisch der Beweisstücke eine Stieflette La Baupalières und die von Turlure im Garten aufgenommene Zeichnung des Fußtapfens herholen und bei den Geschworenen herumreichen zu lassen; als er konstatirt hatte, daß sich die Zeichnung genau mit der Sohle deckte, bat er den Bürgermeister, fortzufahren.

Turlure berichtete zuerst seine Spaziergänge mit Courteheuse und erzählte, wie dieser eines Abends plötzlich und auf unerklärbare Weise von Schlafsucht ergriffen worden sei, dann wie er an einem Sonntag bei seinem Kollegen in Rouen La Baupalière getroffen, und ging hierauf zur Krankheit Courteheuses über.

„Als Freund des Rotars“, sagte er, „konnte mich sein Leiden nicht gleichgültig lassen; als Apotheker mußte ich die Symptome, die es zeigte, sehr auffällig finden; als Bürgermeister durfte ich den Verdacht nicht unterdrücken, den diese Symptome in mir wahrriese und der mich an eine Vergiftung durch Arsenik glauben ließ. Ich sträubte mich jedoch einige Zeit gegen diesen Verdacht, weil Herr Courteheuse von einem Arzt behandelt wurde, dessen Ruf hohes Vertrauen erwecken mußte. Als aber die Krankheit sich verschlimmerte, machte ich mir meine Unthätigkeit zum schweren Vorwurf; sie war strafbar, denn ich konnte den Kranken, wenn eine Vergiftung vorlag, durch mein Eingreifen retten. Diese Erwägung bestimmte mich, unter dem Vorwand einer geschäftlichen Unterredung ihn zu besuchen. Auf den ersten Blick konstatierte ich mit Entsetzen alle Anzeichen einer Arsenikvergiftung: ein sterbender Greis lag vor mir, aufs äußerste abgemagert, mit gehöhlten Wangen, geschwollenen Augenlidern, bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Zügen; dabei klagte er über unerträgliche Schmerzen in den Gelenken, in den Hüften, im Kopf.“

„Herr Bürgermeister, gestatten Sie mir, Sie einen Augenblick zu unterbrechen,“ sagte der Vorsitzende, setzte sein Vorquon auf die Nase und warf einen suchenden Blick auf die Zeugenbank; dann fuhr er fort:

„Ich bitte Herrn Dr. Hanybel, vorzutreten!“
Der Arzt erhob sich und trat näher.

„Sie haben doch wohl die so klare und bestimmte Aussage des Herrn Bürgermeisters gehört?“

„Ja wohl.“

„Was haben Sie darauf zu erwidern? Er hat den lebenden Kranken beobachtet und nicht bloß an unförmlichen Leichenresten operiert.“

„Meines Wissens hat der Herr Apotheker Turlure keine medizinischen Studien gemacht,“ sagte Hanybel vornehm; „sollte ich mich darin irren?“

Auf ein Zeichen des Präsidenten erwiderte Turlure:

„Nun, mein Gott, nein, aber ohne sich medizinische Wissenschaft und den Dokortitel anzumachen, kann ein bescheidener Dorfapotheker doch in Bezug auf Toxicologie genügend studiert haben, um eine Arsenitvergiftung zu erkennen.“

Bei den Worten „bescheidener Dorfapotheker“ hatte sich Turlure demütig zusammengeduckt, aber nun richtete er sich wieder hoch und fuhr fort, indem er sich mit erhobener Hand und imponierender Miene der Geschworenenbank zuwandte:

„Und ich versichere, meine Herren Geschworenen, auf Ehre und Gewissen, als ein Mann, der die Tragweite seiner Worte abmisst und die Verantwortung für dieselben, wie schwer sie auch sei, auf sich nimmt, ich versichere, daß alle Symptome, die beim Anblick des unglücklichen Courteuse in's Auge fielen, die einer langsamen Arsenitvergiftung waren, so frappant, daß selbst der unwissendste Apotheker sie wiedererkennen mußte. . . es sei denn daß die Zerstreutungen des Lebens ihm sein Wissen völlig aus dem Gedächtnis vertrieben hätten.“

Diese offene, überzeugte Behauptung Turlures brachte einen bedeutsamen Eindruck hervor, der durch seine Anspielung an die Zerstreutungen des Lebens nur noch erhöht wurde: Hanybel war lächerlich gemacht und demnach vernichtet, daß ihm, als er sich zu verteidigen versuchte, niemand mehr zuhörte; es fehlte nicht viel, so hätte man ihn laut verhöhnt.

„Herr Apotheker Turlure, bitte, fahren Sie in Ihrer Aussage fort,“ sagte der Präsident.

Turlure berichtete nun die Geschichte vom Taschentuch, um das er ersucht hatte, von den Baumischen Tropfen, die er empfahl, und vom Freier Osidor und der unterschobenen Haarlocke, die seinen Nachforschungen Einhalt gethan hatte. Dann erzählte er, auf welche Weise er von jener Unterschiebung die erste Kenntnis erlangt und wie sie sich ihm bestätigt, und wie endlich Mann und Frau ihm gegenüber, durch die Furcht vor einem imaginären Verbrechen erschreckt, ihr wirkliches eingestanden hatten. Die Geschworenen hörten ihm während seiner langen Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zu; man konnte in ihren Zügen deutlich lesen, wie er sie mit jedem Satz mehr überzeugte.

Der Präsident beobachtete sorgfältig auf den Gesichtern der Jury den Eindruck, den die Aussage Turlures hervorbrachte und hütete sich, denselben durch die geringste Bemerkung abzuwachen. Der Generalanwalt hingegen zeigte nicht die gleiche geschickte Zurückhaltung: als Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft und der Obrigkeit betrachtete er es als seine Pflicht, das Wort zu nehmen und den Bürgermeister von Dissel wegen seines Eifers und Scharfblickes zu beglückwünschen.

Noch ehe sich Turlure von der tiefen Verbeugung, mit der er seine Anrede beantwortete, wieder emporrichtete konnte, hatte sich der Präsident an La Vaupalière gewandt:

„Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Nichts, Herr Präsident; auf eine Anklagerede muß ein Plaidoyer antworten.“

„Und Sie, Madame, haben Sie etwas zu sagen?“

Noch ehe der Vorsitzende das Wort an sie gerichtet hatte, war sie aufgestanden; man hatte bereits seit einer Stunde die Lichter angezündet, und ihre Silhouette hob sich für jeden deutlich sichtbar vom Hintergrunde ab.

„Alles,“ sagte sie mit klarer, bis ans Ende des Saales vernehmbarer Stimme, „die ganze, volle Wahrheit.“

Wie von einem elektrischen Schläge berührt, erhob sich mehr als die Hälfte der Zuhörerschaft.

Endlich wollte sie nun sprechen! Ihre Zusage, im geeigneten Augenblick Aufschluß zu geben, war also keine Täuschung gewesen.

„Ich habe nicht die Zurückhaltung zu beobachten,“ fuhr sie fort, „die Herr La Vaupalière hinsichtlich der von Herrn Turlure festgestellten Fußspur bewahren zu müssen geglaubt hat. Jene Fußspur in der frischen Gartenerde rührt von ihm her. Anstatt in dem Pavillon zu bleiben, wo ich mit ihm, während Herr Courteuse schlief, zusammenzutreffen pflegte, hatten wir beim Mondschein im Garten spazieren gehen wollen und zufällig hatte er den Fuß auf ein frisch angelegtes Beet gesetzt. Wir liebten einander damals bereits sechs Monate, und da ich hier mein öffentliches Schulbekenntnis ablege, so muß ich sagen, wie diese Liebe entstand und sich entwickelte.“

Sie erzählte nun, wie ihr Courteuse zuerst von La Vaupalière als einem jungen Mann gesprochen, der sein Vermögen mit schönen Frauen verpraßt und dadurch ihr Interesse für ihn erweckt habe. Als sie ihn dann gesehen, sei er ihr wie die Verwirklichung ihres Mädchen-Ideals erschienen. Dann schilderte sie ihre öde, lieblose Jugend, ihre einsame Häuslichkeit, die Geringschätzung, mit der ihr Gatte sie stets behandelt habe, wie sie sich dann unüberstehlich zu La Vaupalière hingezogen gefühlt und nach der ersten Annäherung, die Seine, — seine Sklavin, sein willentliches Werkzeug geworden sei, ganz nur noch seinem Willen gehorcht, nur noch für ihn gelebt habe.

Die Art und Weise, wie sie diese einstudierten Sätze mit sanfter Bescheidenheit, ohne Süßlichkeit hersagte, gefiel ebenso sehr den Frauen als den Männern; nach einer kurzen Pause, die sie machte, mehr um die Wirkung ihrer Rede zu beobachten, als um auszurufen, fuhr sie fort:

„Diese Fußspur wurde von Herrn Courteuse für die eines Diebes gehalten und bestimmte ihn, die Thüren und Fenster seines Hauses durch ein elektrisches Läutewerk zu schließen, dessen Stellhebel sich neben seinem Bett befand. Sollten wir uns also noch ferner bei mir sehen können, so mußte ich die Möglichkeit haben, in das Zimmer des Herrn Courteuse zu kommen, ohne ihn aufzuwecken, um den Hebel des Läutapparats abzustellen. Welcher natürliche Schlaf würde aber so fest sein, daß ich aus- und eingehen konnte, ohne denselben zu stören? Ohne einen so tiefen Schlaf war es also mit unserer Stellthebe zu Ende. Weder der eine noch der andere von uns konnte sich darein schiden. La Vaupalière brachte also das Sulfonal aus Rouen mit, das ich in Grog auflöste. Unsere Stelltheben wurden nicht mehr im Pavillon, sondern im Hause fortgesetzt. Herr Courteuse hatte dann in Folge leichten Unwohlseins den Doktor Hanybel konsultiert und dieser befahl die Einstellung des Grog; von da an war also der Schlaf nicht mehr gesichert und dadurch auch unser Zusammenkommen nicht mehr möglich. Letzteres konnte erst wieder möglich werden, wenn jenes Unwohlsein nicht aufgehört oder ein anderes sich einstellte, und in Folge dessen Herr Courteuse die Behandlung des Doktor Hanybel schlecht fand und seinen Grog, auf den er sehr hielt, von neuem trank. Unter dem Druck der Trennung, die wir nicht mehr ertragen konnten, hatten wir den Gedanken, ihm kleine, ganz kleine Dosen von den Fowlerschen Tropfen beizubringen, die ein solches Unwohlsein hervorbringen sollten.“

Die Zuhörer folgten in höchster Spannung diesem Geständnis, das einer wahren Beichte gleich und von den ausweichenden Antworten La Vaupalières so vorteilhaft abstach; man hatte aber keine Zeit, die Eindrücke auszutauschen, denn sie fuhr fort:

„Gerade deshalb, weil ich entschlossen bin, alles zu sagen, dürfen Sie über die Tragweite meiner Worte, die nur der Ausdruck der striktesten Wahrheit sind, nicht hinausgehen. Ich sage, daß wir die Fowlerschen Tropfen nur in äußerst schwacher Dosis gaben, und daß wir keinen krankhaften Zustand, sondern nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit herbeiführen wollten. Dies bitte ich die Herren Geschworenen nicht zu vergessen. Eines Sonntags im Walde, wo wir uns Stelltheben gegeben hatten, saßen wir diesen Beschluß; es war an demselben Sonntag, an welchem Herr Turlure in Rouen beim Apotheker der Rue Grand Pont Herrn La Vaupalière begegnete.“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

k. Chinesisches Theater. Es dürfte neu sein, daß das chinesische Theater auch ein Europäergemüt zu begeistern im Stande ist. Der Holländer Henri Borel weiß aber, wie in der „Gegenwart“ berichtet wird, in seinem Buch „Weisheit und Schönheit in China“ manches Neue und Anziehende von den primitiven chinesischen Theaterdarstellungen zu erzählen. Wohl in keinem anderen Land ist das Theater augenblicklich so populär, wie in China. Von stehenden Theatergebäuden und Verbänden ist natürlich nicht die Rede, aber kommt einmal ein Festtag, so zirkuliert unter den Bewohnern eines Viertels eine Einzeichnungsliste, in die der geforderte Betrag stets voll gezeichnet wird, und die Bühne wird aufgeschlagen. Es ist ein hölzernes Balkengerüst, ähnlich wie die Estraden, die bei uns auf Jahrmärkten zu sehen sind. Etwa dreißig Personen können darauf stehen. Die Zuschauer haben keine besonderen Plätze. Sie kommen und gehen nach Belieben, sehen stehend zu oder sitzen auf einfachen Rohrstühlen, die sie sich selbst mitbringen. Während der Vorstellung herrscht ehrfurchtsvolle Stille; es wird nicht einmal applaudiert, und wenn man sich bewegt, so geschieht das nur vorsichtig, um die Aufführung nicht zu stören. Die Theater gehören Privatunternehmern, die ihre Leute fürchtbar ausbeuten. Die ersten Künstler einer Truppe erhalten 50 mexikanische Dollars pro Monat, die anderen weniger, je nach dem Fach. Die Musiker bekommen jeder 11 Dollars; die Spiele werden in regelmäßige Zeitabschnitte, „pi“ genannt, eingeteilt. Ein „pi“ dauert etwa 4-1/2 Stunden. Eine Abendvorstellung umfaßt gewöhnlich zwei „pi“, eine von 2-6 Uhr und eine von 9-1/2 Uhr nachts. Dabei werden in jedem dieser Zeitabschnitte auch mehrere Stücke gespielt, ohne Zwischenpause. Die chinesischen Schauspieler haben es also wahrlich nicht leicht. Die eigentliche Theaterfaison in China in die zweite Hälfte des August und erste Hälfte des September. In diesem Monat werden meistens 5 „pi“ täglich gespielt, also 22 Stunden pro Tag, von Tagesanbruch bis 2 Uhr nachts. Gespielt werden hauptsächlich romantische Legenden und die Stücke der chinesischen Klassiker, der Long Tsün Viet Koh, Sam Ko Tsü u. a. Das Spiel geht in aller Gemütlichkeit vor sich. Der Schauspieler bleibt, wenn er abgetreten ist, ruhig auf der Bühne, trinkt ein Täschchen Thee und unterhält sich mit einem der Statisten. Die Gewänder werden ebenfalls auf der Bühne gewechselt; man kann sogar die Schauspieler bei ihren Toilettenkünsten, Bemalen des Gesichts, Bart-Ankleben usw., auf der Bühne beobachten. Die fehlende Dekoration sucht man durch Pantomimen zu ersetzen. So soll die Bühne z. B. einen See darstellen, wenn mit den Händen die Bewegung des Ruderns nachgeahmt wird; durch die Haltung der Hände deutet der Spieler an, daß er auf dem Pferde sitzt. Ein kleines Pulverstämmchen stellt einen Weltbrand dar, heruntergeschüttetes Wasser einen Wollenbruch, und ein Sprung in die Höhe Auffliegen in die Wolken. Im Hintergrunde sitzen die Musiker. Sie spielen aus dem Kopf und ohne Dirigenten. Im Orchester werden verwendet Schlag-, Streich- und Blasinstrumente. Acht Musiker sind vorhanden, die natürlich nicht alle Instrumente zugleich spielen können, und während des Spielens häufig ihr Instrument wechseln. Für jede Scene des Stückes giebt es ein besonderes Motiv. Es giebt z. B. Kriegsmusik, Angriffsmusik. Wenn ein Civil-Mandarin auftritt, so ist das Motiv anders als bei einem Militär-Mandarin. Der Chineser kann schon von ferne aus dem Motiv verstehen, was auf der Bühne vorgeht. So armlich nun auch die Theaterdekoration ist, so wird doch auf die Garderobe der Schauspieler großer Wert gelegt. Der Held „Si Dzin Kwi“, so berichtet Borel, „hatte ein Paradekleid aus grüner Seide, mit majestätischen Falten niederhangend. Auf seinem Kleide eine reiche Figurenkomposition aus Gold. Auf der Brust eine dicke goldene Sonne, um diese herum zwei goldene Drachen mit Augen aus grünem Edelstein und mit lang gewundenen Jungen. Drachen auf den Armen, auf dem Rücken und um den Hals. Wenn er sich bewegt, schwingt das Kleid sich in breiten Falten um ihn hin und es ist, als ob die Drachen sich ringelten und Licht ausstrahlten nach allen Seiten“ . . . Die untergeordneten Schauspieler tragen farbige Gewänder ohne Goldschmuck, meist hellrot. —

Theater.

—r. Lessing-Theater. Mit der Aufführung von Emile Zolas Drama „Therese Raquin“ beschließt die Direktion Neumann-Hofer am heutigen Mittwoch ihr erstes Spieljahr. Der Nachfolger des Herrn Oskar Blumenthal kam bei Uebnahme des Szepters auf dem klassischen Paradeschiff einhergeritten; wenige Tage nur, und der Kämpfe hatte das ungeberdige Schlachtroß Heinrichs des Fünften mit dem strapazierten „Weißen Röhl“ vertauscht. So ging es die neun Monate im gemächlichen Zudecktrab weiter; sieht man von dem beachtenswerten aber doch etwas abseits liegenden russischen Gastspiel ab, so bleibt kaum eine hervorragende Erscheinung und noch weniger selbständiges Streben übrig. Das Hervortreten des französischen Stückes, das den Berlinern aus früheren Aufführungen der Freien Bühne bekannt ist, sollte wohl auch kaum als literarische That gelten, sondern nur der Caprice eines weiblichen Gastes genügen. Ein Fräulein Irene Friesch, das in Wien und München sein Talent ausgebildet hat, spielte am Montag in Zolas Drama die Titelrolle. Gilt es als eine

Leistung, die Gewissensqualen und Hallucinationen einer Gattensmörderin mit aller Realist und doch nicht abstoßend zu veranschaulichen, so hat die Künstlerin ihre Aufgabe vorzüglich gelöst. Ob die Dame höheren Ansprüchen völlig genügt, läßt sich nach der Darstellung einer einzigen und vor allem einer solchen Rolle natürlich nicht sagen. Den Komplexen und späteren Gatten der Mörderin gab Herr Jarno nicht besonders glaubhaft; als hervorragende Schauspielerin bewährte sich wieder Frau Marie Meyer in der Rolle der alten Madame Raquin. Einen zweiten Gast zählte noch der Zettel auf; die Wadtschrolle der Susanne spielte ein junges Fräulein Krnstädt in der zuderigen Manier, wie eben seit Olms Zeiten Bühnen-Wadtsche gespielt werden. —

Humoristisches.

— Erkenntlichkeit. Retter: „Hat mir schreckliche Arbeit gemacht, Sie da herauszubringen!“

Der Gerettete: „Schon! jetzt kriegs weg'n meiner die Lebensrettungsmedaille; döös is sei a große Ehrl Da dersen's schon a paar Markl Trinkgeld einreib'n!“ — („Simplic.“)

— Kühne Behauptung. Nordpolfahrer (erzählend): „. . . Da hockten wir nun auf dem Eise; immer kälter wurde es, und noch immer war nichts von unseren Gefährten zu sehen — wir sahen wie auf Kohlen!“ —

Notizen.

— Gerhart Hauptmann schreibt ein neues Märchenstück, dessen Stoff dem Sagenkreis des Riesengebirges entnommen ist. Es soll schon in der nächsten Spielzeit in Berlin und Wien aufgeführt werden. —

c. e. Die Zeitung „Aftonposten“ in Helsingfors, die vor ihrer kürzlich erfolgten Sistierung in einer Auflage von 3500 Exemplaren ausgegeben wurde, hat in der Zeit ihres Nichterscheins die Zahl ihrer Abonnenten erheblich anwachsen sehen. Jetzt erscheint sie in 6000 Exemplaren. —

— Die Errichtung eines Josef Haydn-Museums in Wien hat sich der Wiener Orchesterklub „Haydn“ zur Aufgabe gestellt. Er hat beschloffen, die von dem Künstler in dem Hause Haydnsgasse 19 innegehabten Räume zu mieten und in diesen eine Sammlung von Haydn-Erinnerungen aller Art anzulegen. —

— Bei den Beratungen, die in der vorigen Woche in München von Delegierten der im Verbands wissenschaftlicher Körperchaften vereinigten gelehrten Gesellschaften zu Göttingen, Leipzig und der Akademien zu Berlin, München und Wien abgehalten wurden, bildete die Frage eines internationalen Verbandes der gelehrten Körperchaften der Erde den Hauptpunkt der Erörterungen. Dieser Verband soll den Zweck haben, große wissenschaftliche Unternehmungen zu unterstützen und sich über Einrichtungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verständigen. —

— Ein Gauß-Weber-Denkmal, das der Berliner Bildhauer Professor Harber geschaffen, wird am 17. Juni in Göttingen enthüllt werden. —

t. Der langjährige Wohnsitz Darwins in dem Landort Down in der englischen Grafschaft Kent, in dem er alle seine bedeutenderen Werke geschrieben, soll von seinen gegenwärtigen Wessigern aufgegeben und sein Zustand fortgeschafft werden. Wahrscheinlich werden aber von wissenschaftlicher Seite Schritte gethan, das Haus zu erhalten und es zu einem naturhistorischen Museum oder zu einem Darwin-Museum umzugestalten. —

— In Bayern besitzen über 70000 Personen nachweisbar Kenntnis der Gabelsbergerschen Stenographie, darunter über 11000 Volksschullehrer, etwa 4800 Beamte der gerichtlichen Behörden, 3000 Post- und Telegraphenbeamte, über 2500 Lehrer an den höheren Schulen, 2200 Universitätsstudenten, 2100 Offiziere, Sanitätsoffiziere und Militärbeamte, 1400 Magistratsbeamte, gegen 1000 Bankbeamte zc. —

—n. Das größte Trockendock der Welt wird gegenwärtig von der Neuen Schiffsbau-Gesellschaft in Newport (Rhode Island) gebaut. Es wird 827 Fuß Länge an der Oberseite und 806 Fuß im Innern des Caissons besitzen, die Breite wird am Boden 80 und an der Oberseite 162 Fuß betragen. Der Eingang wird so eingerichtet werden, daß er für jedes Schiff, das überhaupt im Innern des Docks untergebracht werden kann, Zutritt gewährt. Die Tiefe über der Schwelle wird bei mittlerem Hochwasser 30 Fuß betragen, so daß also selbst sehr tiefgehende Schiffe in das Dock gelangen können. Die Eingangsmauern werden aus Beton erbaut und am Rande mit Granit verkleidet, der Boden des Docks wird oberhalb der Einrammung ebenfalls aus Beton bestehen. Das Innere wird aus Balken erbaut. Das Material für den Caisson selbst wird Gußstahl sein. Die mit dem Dock verbundenen Pumpen sollen nach dem Vorschlag dazu im Stande sein, das ganze Dock in 2 Stunden zu leeren, indem sie etwa 900000 Liter in der Minute aus dem Dock hinaus schaffen. —